

Deutsche Anleger sind durch die Begeisterung in Fernost jedoch kaum zu erwärmen. Für den Goldkauf spricht gegenwärtig vornehmlich der niedrige Dollarkurs; die Kursrisiken der amerikanischen Währung halten sich nun in Grenzen.

Doch wer hierzulande Geld ins Gold steckt und gerne die Barren streicheln möchte, der muß stets noch hohe Nebenkosten einkalkulieren. Die Preise für Gold müßten schon um mindestens 20 Prozent, für Silber um 30 Prozent steigen, damit wenigstens der Einsatz gedeckt ist. Mehrwertsteuer und Handelsspannen zehren am Zugewinn.

Die Banken kennen das Dilemma. Sie bieten, wie kürzlich die Dresdner Bank mit einem neuen Programm, mehrwertsteuerfreie Goldanlagepläne über ihre Töchter in Luxemburg oder in der Schweiz. Doch Kosten entstehen auch bei den Filialen im benachbarten Ausland, eine Abschlußgebühr beispielsweise, eine Buchungsgebühr und außerdem noch eine jährliche Depotgebühr. Auch da muß der Preis erst mal tüchtig steigen, bis für den Anleger, der verkauft, etwas hängenbleibt.

Ob künftig überhaupt Gewinne fällig werden, bleibt fraglich. Sogar die Experten von Hornblower Fischer haben inzwischen etwas dazugelernt. Sie argwöhnen nun, „daß es zu weiteren Verkäufen enttäuschter Haussiers kommt“.

ARBEITNEHMER

Koks und Bier

Nur Traumjobs in Deutschland? Ein Buch erweckt den Anschein.

Richard Kerler hat schon immer gewußt, was der Mensch braucht, und er hat es stets auch mitgeteilt. Der 47-jährige Münchner hat einen „unentbehrlichen Führer durch die Weltstadt mit Herz“ verfaßt, hat „Leid und Schicksal nach dem Aztekenkalender“ gedeutet, Bücher über Surfen, Amateurfunk und Reisen geschrieben.

Nun nimmt sich Kerler, der tagsüber als Redaktionsdirektor des Computer-Magazins „Chip“ arbeitet, auch der ernstesten Seite des Lebens an, der Arbeitswelt. Er beschreibt – so der Untertitel seines jüngsten Werkes – „die 100 besten Firmen für Arbeitnehmer“.

Der Arbeitslose, der hoffnungsfroh zu dem Buch greift, wird indes enttäuscht – an ihn hat Kerler gar nicht gedacht. Der eifrige Publizist, der seine Freizeit zu meist am Diktiergerät verbringt, wollte nur dem deutschen Arbeiter erzählen, wie gut er's hat.

Die „erstaunliche Erkenntnis“, so Kerler im Vorwort, sei die, daß viele

Arbeitnehmer gar nicht wüßten, „in was für einer guten Firma sie tätig sind“. Dabei liegen die Vorzüge der deutschen Wirtschaft auf der Hand, sonst hätte sie ja auch Kerler nicht entdeckt.

Da gibt es zum Beispiel Autofirmen, die ihren Mitarbeitern Jahreswagen anbieten. Daimler-Benz etwa gewähre seinen Mitarbeitern 21,5 Prozent Rabatt auf jeden Mercedes. Da gibt es die Ruhrkohle AG, die alleinstehenden Beschäftigten einmal im Jahr dreieinhalb Tonnen Koks anliefern. Verheiratete haben sogar Anspruch auf acht Tonnen.

Nichtraucher sollten besser nicht bei Reemtsma anfangen: Die Firma spendiert ihren Mitarbeitern im Monat 600 Zigaretten. Bierbrauer können beim Münchner Löwenbräu bis zu drei Liter täglich umsonst trinken.



Buchautor Kerler
Ordentliche Werbetexte

Alles nicht ganz neu, dafür bei Kerler aber liebevoll aus Geschäftsberichten und Pressemitteilungen nacherzählt. Seine Unternehmensbeschreibungen, schlicht aneinandergereiht, lesen sich wie ordentliche Werbetexte.

Die unmittelbar Betroffenen, die in den Traumjobs schaffen, wollte der Autor wohl nicht fragen. Nun hat er so manchen Betriebsrat gegen sich, weil die Realität doch nicht ganz so traumhaft ist.

Bei Bahlsen in Hannover, lobt Kerler beispielsweise, gebe es eine „humane Arbeitswelt“. Der Bahlsen-Betriebsrat ist überrascht: Die Bandarbeit mache in der Keksfabrik „genauso krank wie in anderen Betrieben auch“.

Verwunderung auch bei Pelikan nebenan. Die Firma werde „in Zukunft für Mitarbeiter mehr und mehr interessant“, behauptet Kerler. „Absoluter Schwachsinn“, kommentiert Betriebsratsvorsitz-

zender Christoph Adolph. Die Füller- und Tintenfirma hat mit Mühe ein Vergleichsverfahren überstanden. Aber darauf, schreibt Kerler nachsichtig, „wollen wir an dieser Stelle nicht eingehen“. An anderer Stelle allerdings ebensowenig.

Auch die Wäschefirma Schiesser in Radolfzell hat es dem ehemaligen Ski-Rennfahrer Kerler angetan. Die engagiere sich „stark für die Mitarbeiter“. Betriebsangehörige dürften dort an Reisen teilnehmen, sich Rom, Venedig, Paris oder Budapest ansehen.

Stimmt, sagt Otto Felber vom Betriebsrat. Allerdings müsse jeder Schiesser-Mitarbeiter für solche Touren selbst bezahlen, „mit seinem sauer verdienten Akkordlohn“. Und die von Kerler lobend erwähnte Berghütte im Allgäu kennen nur wenige Schiesser-Beschäftigte. Kein Wunder bei fast 3800 Arbeitnehmern und nur 22 Hüttenplätzen.

Ganz danebenliegen kann ein Vieschreiber wie Kerler indes nicht. Er hat zumindest eine Firma mit traumhaften Arbeitsbedingungen gefunden, das Software-Haus PSI in Berlin. PSI gehört der Belegschaft: Die 300 Mitarbeiter, fast alle hochkarätige Computer-Spezialisten, bestimmen ihre Arbeitsbedingungen selbst.

PRESSE

Aus dem Schatten

Die Burda-Brüder, gemeinsame Erben des Offenburger Zeitschriften-imperiums, gehen auseinander.

Wenn es sein mußte, hockte Senator Franz Burda, der Gründer der „Bunten“, noch als betagter Multiverleger bis in die Nächte am Leuchtpult in seinem Offenburger Verlagshaus und kümmerte sich darum, daß wichtiges Photomaterial auf schnellstem Wege per Luftfracht aus dem Ausland herbeigeschafft wurde.

Als Burdas Senior Ende September starb, gab es bei der „Bunten“ einen Burda-Junior, der sich dort ebenfalls um Wichtiges und um Details kümmerte. Auf den Burda-Freund und -Kollegen Axel Springer machte es großen Eindruck, als ihm Dr. Hubert Burda, der jüngste der drei Senatoren-Söhne, einmal in allen Einzelheiten den minuten-schnellen Weg eines illustrierten Photos von der Aufnahme in New York über eine Telefaxanlage bis in die neue Münchner „Bunte“-Redaktion schilderte.

„Da sieht man“, äußerte Springer später zu Vertrauten, „die verlegerische Begabung.“ Bei Huberts älteren Brüdern Franz und Frieder sah man sie weniger; die blickten beim Vortrag des Jüngsten in Springers Gut Schierensee auf den Fußboden. Die Anekdote be-

* Richard Kerler: „Traumjob in Deutschland“. Wirtschaftsverlag Langen-Müller/Herbig, München; 48 Mark.



Konzernerben Franz, Hubert, Frieder Burda: Im Reich des Vaters die Alleinherrschaft für den Jüngsten

kommt jetzt Gewicht: Kurz vor dem Jahreswechsel sind die Burda-Brüder übereingekommen, ihre unterschiedlichen Begabungen und Interessen fortan getrennt zu verfolgen. Das Medien-Haus Burda wird geteilt.

Die beiden Älteren gründen eine neue gemeinsame Holding, die die ertragreichen Beteiligungen an Papierfabriken, amerikanischen Druckereien und am Axel Springer Verlag mit seinen vielen Zeitungen („Bild“, „Welt“) und Zeitschriften („Hörzu“) übernimmt. Den Part des aktiven Verlegers und Unternehmers in Offenburg und München wird Hubert Burda allein spielen.

Der 46jährige, hieß es in einer Verlagsmitteilung vom Montag letzter Woche, werde „künftig als alleiniger geschäftsführender Gesellschafter die Burda GmbH“ dirigieren – einen Unternehmenszweig also, der dem Senator wichtig war: die zehn Zeitschriften, von denen der Gründervater viele selbst erfunden hat, neben der „Bunten“ etwa die „Freizeit Revue“ und „Pan“, sowie die Druckstätten in Offenburg und Darmstadt. In ihnen hatte der Altverleger wiederum die winzige Offenburger Hinterhofdruckerei seines Vaters fortgeführt.

Hubert Burda ist jetzt so alt wie sein Vater zu jener Zeit, da der Drucker und promovierte Volkswirt mit dem Konzernaufbau begann. Fragt sich, ob der früher oft sprunghafte Sohn mit dem „brennenden Ehrgeiz, sich zu beweisen“, wie es der frühere Burda-Mitarbeiter Andreas Odenwald formulierte, aus dem „Schatten des übermächtigen Senators“ heraustreten kann – nun, da er sich von der Partnerschaft und Bevormundung der Brüder frei gemacht hat.

Im Konzern blieb nicht verborgen, wenn der poltrige Franz, 54, der Drucke-

reichef, im heimischen Offenburg gelegentlich über Huberts Aktivitäten im Münchner Verlagshaus herzog – was der Kleine denn „da schon wieder angestellt“ habe. Finanzchef Frieder, 50, machte sich, um den agilen Bruder zu bremsen, bisweilen einen Spaß daraus, „den Hubert besoffen zu rechnen“.

Hinter dem brüderlichen Hickhack verbargen sich Zielkonflikte um geschäftliche Prioritäten. Drucker Franz war vor allem an maximalen Auflagen interessiert, Finanzchef Frieder an einem guten Anzeigengeschäft, Verleger Hubert an gehobener Zeitschriftenqualität. Alles zusammen ist schwerlich erreichbar, die „Bunte“ beispielsweise verlor Anzeigen und Auflage zugleich.

Immerhin hatte Hubert Burda begriffen, daß sich, gegen die Konkurrenz von immer mehr Fernsehprogrammen, im Pressebereich nur sogenannte A-Medien behaupten können, Blätter also von eigenständigem Profil für ein speziell interessiertes Lesepublikum.

Medien der B-Qualität dagegen, Zweitzeitungen oder Unterhaltungsblätter ohne klare Kontur und Substanz, werden sich gegen den elektronischen Tingeltangel immer weniger halten können. Etliche Burda-Blätter, voran die „Bunte“, sind in Gefahr, in die B-Klasse abzurutschen. Auf notwendige Investitionen konnte sich das Triumvirat der unterschiedlichen Brüder nicht einigen. Die beiden Älteren scheuten das Risiko mehr als der Jüngere.

Künftig hat Hubert, der sogar den erfahrenen Peter Boenisch als Redaktionsdirektor zu gemächlich fand und schnell wieder gehenließ (SPIEGEL 50/1986), allein das Sagen. Schon werden der neue Alleininhaber und sein guter Bekannter Günter Prinz, stellvertretender Vorstandschef beim Springer-Verlag, in Verbindung gebracht mit Plänen für ein neues Nachrichtenmagazin. Prinz

prophezeite vorletztes Wochenende in einem Fernsehreport des Bayerischen Rundfunks über den SPIEGEL, daß „eines Tages ein zweites Nachrichtenmagazin erscheinen“ werde – Herausgeber müßten „gar nicht unbedingt wir sein, das kann irgendein anderes großes Zeitungshaus sein“.

Franz und Frieder Burda werden sich indessen zusammentun und ihre Interessen getrennt vom Stammhaus verwalten: einen 50-Prozent-Anteil am US-Druckkonzern Meredith/Burda (Umsatz: rund 800 Millionen Mark), 40 Prozent bei den MD-Papierfabriken (Umsatz: eine Milliarde Mark), eine Reihe anderer Firmen und Beteiligungen sowie den Minderheitsanteil am Axel Springer Verlag.

Bei Springer gibt es für die beiden Burda-Brüder, losgelöst vom Pressereich der Burdas, nun keine Kartellschranken mehr. Ihr Anteil beträgt „zur Zeit 24,9 Prozent“, wie es in der Burda-Mitteilung vielsagend hieß. Bernhard Servatius, Springers Testamentsvollstrecker, versichert zwar, daß der Aktienanteil der Familie Springer (26,1 Prozent) nicht verringert werden solle. Aber an der Börse können Franz und Frieder Burda Springer-Aktien hinzukaufen.

So könnte nun doch noch wahr werden, was sich Axel Springer vor seinem Tod im Herbst letzten Jahres vergeblich wünschte: daß sein Pressekonzern in die Hände einer Verlegerfamilie von „solider Bodenständigkeit“ übergeht. Nur käme es anders, als er es sich gedacht hatte. Nicht der Burda mit der Verlegerbegabung tritt bei Springer an, sondern dessen Brüder, die mit ihrem Augenmerk auf dem Fußboden blieben.

Verleger Hubert Burda wird seinen Sitz im Springer-Aufsichtsrat aufgeben und den Platz neben Frieder für Franz frei machen.